

von schönen Frauen, Schurken Klett-Cotta und Millionen

Balzac auf den Bahamas: Stephen Vizinczey und sein großer Roman „Der unschuldige Millionär“

Man mag Millionär sein können, ohne seine Unschuld zu verlieren; wozu denn kann man es auf anständige Weise kaum. Der Schatzsucher Mark Niven jedoch kann in mehr als einer Hinsicht als „unschuldiger Millionär“ durchgehen: Er hat 18 Monate lang allein und unter Lebensgefahr gearbeitet, um das 1820 vor den Bahamas gesunkene spanische Schatzschiff „Flores“ aufzuspüren. Gold und Edelsteine im Wert von immerhin 300 Millionen Dollar. Und der reiche Troi ist nicht genug, die Welt mit seinem Geld als Mäzen und Menschenfreund verbessern zu wollen.

Allein, ein Tagträumer, der Glück hat, ist noch lange kein Graf von Monte Cristo. Den Haken unter Wasser entronnen, fällt der millionärliche Parzival in die Hände von Steuerbeamten, Bankiers, „Kunsthändlern“ und New Yorker Rechtsanwälten. Den liberalen Gaunern und ehrbaren Mäzen ist der reiche Idiot nicht gewachsen. „Reich sein“ ahn auch amerikanischer Michael Kehlbas bald, das heißt, mit einer vollen Wasserläche in der Wüste stehen – eingekreist von einer Menschenmenge, die am Verdurst-

Reichtum macht mißtrauisch und geistlich, womöglich auch Gewissens-

zinzney, Ungar von Geburt, Europäer dem Bewußtsein, Amerikaner der Nationalität nach. Nicht zufällig erinnert sein Glückssucher Mark an Lucien de Rubempré, den Heiden der „Verlorenen Illusionen“, der Lukacs-Schüler Vizinczey hat in der Tat den Namen Balzac, Stendhal und Kleist für ihn die heilige Dreifaltigkeit der Prosa, ins 26. Jahrhundert fortzuschreiben.

Mag sein, daß er dabei mit voreiligen Schlüssen wie dem, „daß die Habgier geschichtstüchtiger Männer so irrational ist wie jede andere Leidenschaft“, hinter Balzacs Einsicht in die Dialektik von individuellem Trieb und sozialer Funktion zurückfällt. Mag auch sein, daß seine Figuren dadurch eindimensional werden, sympathisch überschaubare Charakterformen fester Ideen. Aber am Können fehlt es dem vielfach als „wiederauferstandenen Balzac“ apostrophierten Autor gewiß nicht. Die Frage ist nur: Kann man, darf man heute noch so schreiben? So: „Die Armen sind glücklich ohne Sinn und Zweck und haben nachher, wenn die Verzweiflung sie wieder einholt, nichts vorzuweisen; wer aber reich genug ist, macht im Überschwang der Freude oft die besten Geschäfte.“ Oder so: „Wie Heuchel der Tribut des Lasters an die Tugend ist, so sind eheliche Lügen der Tribut der Gleichgültigkeit an die Liebe.“

Woher nimmt dieser Dichter bloß die Selbstsicherheit, apodiktisch „feste Meinungen“, moralische Maximen, wie in Marmor gebauene Aperçus (Lesz dann ist der Mann verlobt, wenn er sich wieder als Kind fühlt) und unanfechtbare Superlativ („Nichts auf der Welt ist so eckhaft wie ein Hammer“). Woher sein Zweifel geplagtes Welt zu setzen? Wohl ist sein derische Physiognom die ehrfurchtgebietende Miene eines Mannes, der versteht, daß Sex für die Dicken und Alten nicht zum Lachen ist oder – und hier wird die Kritik – die „ruhige Selbstzufriedenheit einer Frau, deren Augen so feucht waren wie ihre Lippen“. Namentlich Vizinczys Erotik streift zuweilen die Grenze zum banalen Schwulst. Daß Marianne „gleich dreimal in der Wonne der eigenen Lust beknüppelt ist“, ist wie Stendhal, sondern schlechter Casanova.

Dennoch, trotz mancher Kunstfehler läßt man sich als Leser, entrvort von den kränklichen Selbstreflexionen und Formspielereien der „modernen Literatur“, nicht gern an Balzacs, Stendhals und Kleists „modernen Erzählern“ nehmen, der souverän und durchaus allwissend Vor- und Rückblenden und Perspektivwechsel handhabt. Der allzeit sagt was Sache und, mehr noch (denn „Taschen sind Schlafmittel für den Verstand“), was Recht und wer

„durch und durch böse“ ist; und der doch, bei aller zapukenden Ehrlichkeit, über eine feine Ironie gebietet. So läßt sich's gut lesen.

Vizinczey hält nichts von „Schmökerei und Snobismus für andere Literaturwissenschaftler“. Er schimpft über den „katakastrophalen Einfluß“ der Joyce's Sprachexperimente auf die zeitgenössische Literatur ausübten, und er hält geradezu jene „Sürliteratur“



RECHTSCHAFFEN ERZÄHLEN: Stephen Vizinczey. Bild: Klett-Cotta

die den Leser um sein moralisches „Feingefühl“ bringt, indem sie mit dem Bösen kokettiert. Er setzt ganz auf das, was man vor hundert Jahren noch „gesunden Realismus“ nannte und seither in die „Trivialisierung“ abgedrängt hat: rechtschaffenes Erzählen von schönen Frauen, Schurken und Millionen.

Vizinczey ist deshalb alles andere als ein trivialer Schnellschreiber. Zwölf Jahre hat er an dem wichtigen Abenteuer- und Bildungsroman gearbeitet und gefeilt. Er behauptet von sich: „Fast alle von Puschkin, Gogol, Tolstoi, Dostojewski, Stendhal, Balzac und Kleist“ jährlich „mindestens einmal“ wiederlesen. Das mag man glauben oder nicht. Aber die Schulung an den Meistern war jedenfalls nicht umsonst. Von ihnen hat er auch gelernt, auf die Selbstgefälligkeit eines prätentösen „Stils“ zu verzichten: „Wirklich gut schreibt man nur, wenn es die Leute nicht merken.“ Das Eng-

lich des Ungarn ist immerhin so gut, daß es seiner verwandte Anthony Burgess es seinen „Landsleuten als Schicksal empfand, und es verliert auch in der deutschen Übersetzung von Wolfgang Kresse und Hans Herrmann nichts.

Der 54jährige Schriftsteller, 1956 als schon halbwegs erfolgreicher Theaterautor aus Ungarn geflohen, hat sich nie als antikommunistischer Dissident verhalten. In seinen Romanen behauptet jede Kluft zwischen Denken und Handeln ist ihm ein Greuel. Sein „Un-

Stephen Vizinczey: Der unschuldige Millionär. Roman. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart. 514 Seiten, 39,80 Mark.

schuldiger Millionär“ wurde so zu einem engagierten Zeitalter, einem Sittenbild der amerikanischen sechziger Jahre, das die verlorenen Hoffnungen des Vietnam-Protests und die keimenden der ökologischen Bewegung als Hintergrund nimmt. Vizinczey ist nämlich stolz oder naiv genug, an die Ferkeln von Literatur zu glauben. „Wahre Geschichten sind zu lesen wie Berichte eines Geheimdienstes, wie Warnungen eines Spähtrupps vor drohenden Gefahren“, heißt es im 34. Kapitel, worin die Machenschaften von Rechtsanwaltern geschildert werden, gegen die Balzac's Winkeladvokaten wankenhaben sind. Vizinczey weiß, wovon er spricht: Sieben Jahre lang mußte er um die Taschengeldrechte an seinem ersten Roman „In Praise of Older Women“ (1966) prozessieren. Daß sich ein betrunkenes Ehepaar nach der Lektüre dieser Seiten lieber einvernehmlich als vor Gericht scheiden ließ, verbucht Vizinczey als schönen Erfolg.

„Die Menschen sind nicht Brüder, sondern Fremde, und keinen interessiert die Geschichte des anderen.“ Der ganze Roman ist ein Widerlegung seiner Einleitungsätze. „Die Gesellschaft“ wird durch Bücher nicht besser, weiß Vizinczey – schon weil sie nicht liest. Aber ein paar Millionen Menschen vielleicht schon. Schließlich haben auch ihn, so des Autors Legende, die großen Romanerzähler buchstäblich das Leben gerettet – damals nach 1936, als er, ein verweifter Dichter ohne Sprache, auf dem Dach eines Wolkenkratzer in Montreal vor der Alternative „Springen“ oder „schreiben“ stand. Heute sieht sich nur noch vor die erträglichere Wahl „gut leben oder gut schreiben“ gestellt. Dieser große und unzeitgemäße Ernst macht seinen „Unschuldigen Millionär“ zu einem Stils ebenso existenzieller wie unterhaltsamer Literatur.

Bücher im Gespräch

bisse. Trotzdem: kein Mittelteil mit dem armen Millionären. Sie können sich neben allerlei käuflichem Glück, auch den Luxus leisten, nicht immer nur aus Geld denken zu müssen. Am Ende dieses 514-Seiten-Romans siegt, Ironie der geschichtlichen Schicksale, die Gelehrtheit auf korrupte Weise. Ausgerechnet der Chemie-Bob Kevin Hardwick, dem Mark Frau und Seelenruhe raubte, verhilft seinem Feind neben einem gewaltsamen Tod auch zu seinem posthumen „Recht“. Wahre Liebe triumphiert über Gold und Macht: Marianne ist, wie Mark ziemlich spät bemerkt, ein unverlierbarer Schatz.

Das ist der Stoff, aus dem jene Gesellschaftsromane geschnitten sind, wie sie ein Marcel Reich-Ranicki immer höchstens mit abenteurerlich kraftvoll und moralisch seethätlich, allmählich realistisch der Form nach, thematisch aber durchaus auf der Höhe der Zeit-Literatur, die, ohne sich um die moderne „Problematik des Erzählens“ zu bemühen, mit angemessen epischem Atem Liebesgeschichten, geschäftliche Panoramen entwirft. Autor dieses erstaunlichen Buches ist Stephen Vi-